

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 40.

Donnerstag, 17. Februar.

1916.

(B. Fortsetzung.)

## Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

„Wir wissen nichts von Anne-Marie“, sagte Karl-Friedrich. „Anne-Marie ist, indem sie ihrer Jungfer sagte, daß sie hierher führe, von dem Bahnhof der Hauptstadt aus abgereist — und niemand weiß, wohin. Ich aber, Durchlaucht, ich kann gar nicht glauben, daß sie so ganz allein in der Welt umherreist oder irgendwo Aufenthalt nimmt, ich — ach Durchlaucht, ich hoffe, daß sie Sie in ihre Pläne eingeweiht hat, daß Sie wissen, wohin sich meine unglückliche Schwester wandte.“

„Anne-Marie — unglücklich — Prinz Karl-Friedrich“, — dann, sich erinnernd, wie die Freundin unter der eigenwilligen Art des Vaters und seiner zweiten Gemahlin gelitten, fügte sie hinzu: „Es muß etwas geschehen sein, das Anne-Marie nicht ertragen konnte, sonst — sie war immer, trotz allem und allem Schweren, so stark und so mutig.“

„Ich sehe noch nicht ganz klar — Durchlaucht, aber ich weiß, daß Fürst Veerbach um Anne-Marie warb, daß sie ihn ausschlug — aber das wäre noch kein Grund zu einer —“ das Wort wollte erst nicht über seine Lippen — „einer Flucht gewesen — ich fürchte — mein Vater wollte sie, von Fürstin Kanes unterstützt, zur Ehe mit ihm zwingen — das ging über die letzte Grenze des Ertragens.“

Die junge Fürstin war jäh erblickt und zog den dünnen Schal noch enger um ihre schmalen Schultern. Anne-Marie, ihre Anne-Marie allein in der Welt — der fremden, kalten Welt — das war eigentlich ein Bild, das Christine sich gar nicht vorstellen konnte.

Mit gespanntem Ausdruck hingen die Augen des Erbprinzen an ihrem Antlitz — sie sah, wie er auf die letzte, leise gehobene Hoffnung wartete, daß sie wußte, wo Anne-Marie zu suchen sei. Aber sie schüttelte den Kopf und erwiderte leise: „Es schmerzt mich so, Prinz Karl-Friedrich — aber so weit hat Anne-Maries Vertrauen nicht gereicht“ — oder, sie gedachte ihrer eigenen Schwäche, für sich selbst, geschweige denn für andere einzustehen: „Oder, sie wollte mich nicht in einen Zwiespalt bringen, unter dem ich leiden würde — ich weiß nicht, wo Anne-Marie ist, ich kann mir auch nicht im mindesten denken, wohin sie sich gewandt. Es kam ein Paket an mich mit einem Brief, dessen Inhalt mich erschreckte und befremdete, Anne-Marie bat mich, ihr liebe Sachen so lange für sie aufzubewahren, bis sie sie von mir zurückholen lasse. Sie reiste ab, schrieb sie weiter, und würde vielleicht später von sich hören lassen. Ich sollte nicht traurig sein, sie sei zu dem Entschluß gekommen, sich ein eigenes Leben zu schaffen, das Leben des Zwanges auf Wiesenheim ginge über ihre Kraft —“

„Und weiter nichts?“ Des Prinzen Stimme war ganz tonlos.

„Nein, mein Prinz — weiter nichts.“

Ein tiefes — banges Schweigen.

„Ich kann sie verstehen und ich muß sie beneiden“, sagte Fürstin Christine nach einer Weile, und ihre großen schönen traurigen Augen blickten an Karl-

Friedrich vorbei ins Leere, wo ihre eigene Vergangenheit: der Zwang zur Ehe mit dem ungeliebten, ihr so wesensfremden Mann, ihre kurze, freudlose Ehe vor ihr aufstieg. Sie war sich oft so zertreten, so klein vorgekommen — weil sie sich nicht hatte aufraffen können, weil sie sich nicht hatte durchsetzen können, ihr eigenes Leben leben zu können. Es wäre ja bei ihr um den gleichen Preis gegangen: allein in der Welt stehen, hinein in Kreise, die ihr in ihrer Lebensstellung als Fürstentochter so fern und fremd waren. Dazu hatte Christine einfach die Kraft gefehlt, die körperliche sowohl wie die seelische.

Karl-Friedrich, mit seinen eigenen kummervollen Gedanken beschäftigt, blickte plötzlich auf — wie ein Hauch hatten ihre Wort — „und ich muß sie beneiden“ — sein Ohr gestreift, und doch brannten sie mit einem Male in seinem Herzen!

Christine haupoch beneidete seine arme heimatlose Schwester um die Kraft und den Mut, den sie mit diesem Schritt gezeigt hatte. Nicht die Beute eines verlebten Mannes wollte sie sein, der sein Leben genossen hatte und nun für sein Haus, das ihm jetzt zu bewohnen einfiel, eine repräsentierende Herrin und für sich eine schöne, kluge Gattin suchte, dazu stand ihr ihre Würde zu hoch — — —

„Und Anne-Marie hat auch Ihnen nichts mitgeteilt, Prinz Alburg?“ fragte die Fürstin.

„Gleichzeitig mit der Depesche seines Vaters erhielt ich einen Abschiedsbrief von ihr — sie schreibt, daß sie am Ende des Ertragens sei, daß sie, um vorläufig Mittel zu haben, das Patengeld der Tante Amalie, 5000 Mark, mitgenommen habe — — aber nicht, wohin sie reisen würde.“

„Aber das Geld geht doch mal zu Ende“, sagte Christine besorgt, die keine große Rechenkünstlerin war.

„Ja, Durchlaucht, damit scheint Anne-Marie ganz vertraut zu sein, sie hat mir mitgeteilt, daß sie sich eine Existenz gründen will und feste vernünftige Pläne hat“, erwiderte Karl-Friedrich, der, beruflich tätigen Frauenkreisen absolut fernstehend, selbst keine Wohnung hatte, was Anne-Marie wohl beginnen würde.

„Aber sie kann doch nicht für Geld arbeiten!“ Christine schlug ganz entsetzt die Hände zusammen.

„Ja, das scheint sie doch zu wollen.“

Christine schüttelte den feinen Kopf mit der goldglänzenden Haarfülle. „Wie sie das nur anstellen mag — und wo sie nun wohl wohnt — und doch, wie glücklich muß das machen, wie viel Frieden muß das geben, wenn man so unbestimmt um alles andere den Weg geht, der einem der rechte scheint.“

Karl-Friedrich stand auf, ging einmal durch das Zimmer und blieb dann vor der jungen Fürstin stehen. Und er trauerte mit einem Male, wie trostlos auch dieses anscheinend glänzende Frauenschicksal war, ein ungeliebter, lässiger, lieberlicher Mann, eine herrschaftlich



tige, alle Fehler des Sohnes beschönigende und stets die Schwiegertochter tadelnde Schwiegermutter, die in Wahrheit Herrin auf Ranpach war, während die junge Fürstin in ihrer Passivität sich mit dem zweiten Platz begnügen mußte.

„Ja, Durchlaucht — nun, ich bin ein Mann, da sieht man vieles anders.“

„Und Sie waren nicht gezwungen, auf Wiesenheim zu leben — Sie haben Ihren Beruf, Ihre Kameraden, Sie lebten Ihr eigenes Leben — und Ihre Schwester sollte das nicht. Ach, Prinz Karl-Friedrich, wie sind Sie beide sich doch so ähnlich.“

Sie hatte angeregter und lebhafter gesprochen, als sonst ihre Gewohnheit war, und er sah sie überrascht an. Es war ihm, als stünde ein tiefes, warmes Licht in den traurigen, verschleierte Augen. Dann fuhr sie fort: „Ich habe mit Anne-Marie viel verloren, mein Prinz, meine einzige Freundin, die Freundin, die meine Seele, mein Leben verstand — und glauben Sie mir, zartes Verständnis, das ist das Beste, was uns Menschen von anderen Menschen zuteil werden kann. Ich werde sehr einsam sein ohne Anne-Marie.“

Sie hatte den Kopf gesenkt und zwei große Tränen standen in ihren Augen.

Karl-Friedrich wollte etwas sagen, aber er suchte erst vergeblich nach Worten, dann trat er vor Christine hin, die sich auch erhoben hatte, weil sie fühlte, daß der Besuch des jungen Prinzen nun bald beendet sein müsse.

„Noch eins, Durchlaucht“ — er hatte es erst nicht sagen wollen, aber er fühlte, daß er es dieser stillen Frau sagen konnte, „wenn Durchlaucht durch irgendwelchen Zufall etwas von Anne-Marie erfahren sollten, so bitte ich, es nicht nach Wiesenheim zu berichten — nur an mich, in meine Garnison, denn Durchlaucht verstehen mich, wenn mein Vater auch nur die geringste Spur von Anne-Marie findet, so wird er kein Mittel scheuen, sie wieder zu holen, und da er den festen Willen hat, Anne-Maries Flucht und Vorsatz, sich selbst durchs Leben zu helfen, als — Nervenfrennschaft — zu betrachten, so können Sie sich denken, wie Anne-Maries Schicksal sich dann gestaltet.“

„Das wäre noch furchtbarer als ihr einsames Leben, das sie sich selbst wählte.“

Christine war noch bleicher geworden, dann streckte sie dem jungen Prinzen die Hand hin und er umschloß sie, ehe er sich zum Fuß darauf neigte, mit festem Druck. Sie lächelte schwach: „Also wir haben jetzt sozusagen ein Schutz- und Trutzbündnis für unsere Anne-Marie geschlossen“, sagte sie dabei.

„Ja, Durchlaucht — und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür.“

Er verneigte sich tief und wendete sich zum Gehen, an der Tür blieb er noch einmal, sich verneigend, stehen, er umfing mit den Händen die schmale, mädchenhafte Gestalt, das zarte, bleiche Gesicht mit den weichen Zügen — er hörte den Ton der elektrischen Glocke, mit der die junge Fürstin den Haushofmeister herbeirief, der in seiner korrekten Würde den Prinzen über das Treppenhause durch die hohe, marmorne Eingangshalle zu seinem wartenden Automobil geleitete.

Oben am Fenster ihres kleinen Bohnzimmers, in das sie wieder gerufen war, stand Christine und sah dem Wagen nach, der über die Zugbrücke rollte auf die Chaussee — der Prinz fuhr zurück ins Leben, sie blieb hier in dem goldenen Käfig ihres Fürstenthums in guter Obhut.

Christine trat vom Fenster zurück, sie barg ihren Kopf in die Kissen des Sofas und weinte heiße, schmerzliche, fassungslose Tränen.

(Fortsetzung folgt.)



O nimm die Stunde wahr, eh' sie entschlüpft;  
Wie selten kommt der Augenblick im Leben,  
Der wahrhaft wichtig ist und groß!

Schiller,

## Neue Briefe von Theodor Storm.

In Theodor Storms Nachlaß befinden sich reiche Schätze an Briefen, die jetzt durch des Dichters Tochter der Öffentlichkeit übergeben wurden. Die demnächst im Verlag von Georg Westermann in Braunschweig erscheinenden Briefe Theodor Storms an seine Frau bilden eine Fortsetzung der Briefe des Dichters an seine Braut, die im vorigen Jahre veröffentlicht wurden. Schon wenige Jahre nach der Heirat gestalteten sich die äußeren Verhältnisse für den jungen Husumer Advokaten schwierig, da Schleswig-Holstein 1850 dänisch wurde. Storm, der sich für die Rechte seiner Mitbürger gegen die Willkür der dänischen Beamten kräftig einsetzte, machte sich bei der neuen Regierung dadurch so mißliebig, daß diese ihm die Bestallung als Advokat entzog. Es wurde Storm nicht leicht, die Aufnahme in den preussischen Justizdienst zu erwirken. Er betrieb diese Angelegenheit persönlich in Berlin, wo er durch Kugler und Fontane in die literarische Vereinigung „Zwilling über der Spree“ eingeführt ward. Einige der Mitglieder, die sich zu einem engeren Zirkel, dem „Külli“, zusammengetan hatten, gingen damals mit der Absicht um, ein belletristisches Jahrbuch „Argo“ herauszugeben; auch Storm wurde zur Mitarbeit eingeladen. Damals trat der Dichter auch Menzel, der das Titelbild zu dem Jahrbuch zeichnen sollte, persönlich nahe. Zu den Tagen, da wir dieses großen Künstlers 100. Geburtstag feierten, mag folgende Briefstelle besonders interessieren: „Im Külli eröffnete uns der kleine originelle Menzel, daß er das Bild zur Argo fertig habe. Sogleich wurden ihm Bleistift und Papier in die Hand geschoben, er sollte uns einen Begriff davon geben. Und dann fing das humoristische Männlein an zu zeichnen und zu erklären. Wir fragten, und er antwortete. Im Vordergrund die Argo, ein Stücklein nur zu sehen, Theseus steigt in den Mast, — „Und der Drache?“ — „Hier steht er; aber er empfängt Sie höchst freundlich!“ — „Und bekommen wir denn das Goldene Vlies?“ — „Freilich, da hängt es schon, Sie brauchen es bloß beim Schwanz zu fassen, und am Ufer sind die Sträßenjungen von Koldis angedeutet, die Sie alle mit größter Freude empfangen!“ — Du mußt Dir diesen geistreichen Scherz nun nicht sowohl als ein ausgeführtes Bild, als vielmehr alles nur in Andeutungen denken. Morgen werden wir wohl die Abdrücke zu sehen bekommen.“ Die Zeichnung wurde schließlich doch nicht als Titelbild ausgeführt; es sind von der Platte nur wenige Abzüge gemacht. Aber in Storms lebendiger Schilderung ist der kleine große Menzel prächtig charakterisiert. Bald darnach mußte der Dichter seine Vaterstadt verlassen, mit der er so eng verwachsen war. Da hatte er wohl Grund zu schreiben: „Die Heimat verlassen ist doch bitterer, als man anfangs denkt.“ Doch suchte er sich und seine Frau zu trösten: „Hätte ich Dich nicht, ich wüßte es kaum zu ertragen; wenn Du, zumal in körperlicher Nähe bei mir bist, dann habe ich Mut und sehe heiter in die Zukunft.“

Aber ein starkes Vergänglichkeitsgefühl verdunkelte dem zur Melancholie neigenden Dichter wie mit grauen Schleiern oft die hellsten und glücklichsten Tage, und immer wieder kehrt namentlich in der Zeit, wo er in Heiligenstadt als Kreisrichter tätig war, die Angst wieder, daß seine tränkliche Frau, mit der er sich immer inniger verbunden fühlte, ihm durch den Tod entrisen werden könnte. Dann wühlte er sich in diese trüben Gedanken hinein und schreibt seiner Frau etwa folgendes: „Mir ist dieser Tage mitunter gewesen, als sei etwas von mir gerissen, was zu mir gehöre, und als blute ich aus verschiedenen Wunden. Und doch wird einer von uns einmal seines Genossen beraubt, unendlich, was aus ihm geworden, vielleicht noch lange Jahre und Tage unherwandern müssen, Neues an sich und an der Welt erfahren, wovon der andere vielleicht keine Ahnung gehabt. Möge ich nicht der erste sein, mein grübelndes Gehirn würde die Fragen nicht aushalten: Wo ist sie? Ist sie noch? Schnt sie sich und leidet sie wohl gar? Oder ist sie dir so weit vorausgeschlagen, daß du sie nie mehr einzuholen vermagst? Ich würde kaum mehr für die Mitlebenden taugen, denn wie schon jetzt im Leben und mit dem Schwanden der Jugend und des Lebens meine Sehnsucht, Dich zu haben und zu halten immer stärker geworden ist, so würde es mich nach Deinem Tode, wenn ich den erleben sollte, wohl ganz dahinschmelzen. Du würdest dagegen, oder sag' ich lieber gleich Du „wirfst“ Dein Geschick als ein Unabänderliches mit größerer Ergebung, ohne vergebliches Grübeln, aufnehmen. Mögest Du nur nie aufhören, die Arme nach mir



auszusprechen, nach mir Dich zu sehnen, bis auch Deine Stunde kommt, wo auch Du für immer schlafen gehst, oder — falls uns solche Seligkeit vorbehalten sein sollte —, aufs neue mit mir vereint wirst. Denn ganz innig, ohne Hindernis mit Dir eins sein, ist der höchste Inbegriff von Seligkeit, den ich mir zu denken vermag. Mitunter — ich darf es wohl sagen — ist auch Deinerseits dies Gefühl in bezug auf mich und hat sich deutlich mir geäußert, dann habe ich noch Augenblicke diese Seligkeit empfunden, die nichts mehr zu wünschen hat, als ohne Aufhören zu sein. . . Es ist mit den Worten eines Briefes wie mit dem Sterneulicht, wenn es uns berührt, ist es schon lange nicht mehr dort, wo es gestanden. Aber das vielleicht oft unbewusste Gefühl des In-und-mit-Dir-Lebens verläßt mich nie.“ Aus dem gleichen selbstquälerischen Gedanken heraus entstanden bei einem Besuch im Vaterhaus seiner Frau die Verse:

„In diesen Räumen, wo Du einst gelebt,  
Erfüllt ein Schimmer Deiner Schönheit noch,  
Nur mir erkennbar, wenn auch meine Augen  
Geschlossen sind, von keinem mehr geseh'n!“

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Der deutsche Kunsthandel im Weltkrieg. Als durch die neuen Erfordernisse, die der Krieg an den Handel und den Geldverkehr der kriegsführenden Nationen stellte, eine Umwertung auf den verschiedensten Gebieten erfolgte, fürchtete man auch in Deutschland eine schwere Schädigung jener Handelsgewerke, die nicht mit den Bedürfnissen der Kriegsführung und Kriegswirtschaft in direkter Verbindung stehen. Und da man in den Kreisen der Alliierten die englischen Auswanderungspläne ernst nahm und auch im neutralen Ausland teilweise an die Möglichkeit glaubte, hielt man die Zeit für gekommen, das vermeintliche Darniederliegen des deutschen Antiquitäten- und Kunsthandels zu benützen, um beträchtliche deutsche Kunstwerke zu billigen Preisen nach dem neutralen Ausland entführen zu können. Aber auch hierin zeigte es sich, daß die deutsche Kraft alle Erwartungen übertraf. Auch der Kunsthandel in Deutschland vermochte in jeder Beziehung durchzuhalten, und einige in einer von Mela Escherich angeführten Beispiele im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ liefern hierfür den deutlichsten Beweis. Die massenhaften Angebote von Händlern aus dem neutralen Ausland konnten ausnahmslos zurückgewiesen werden. Und dieses Durchhalten hat auch eine rein kaufmännische Bedeutung, da es sich meist um Kunstobjekte von durch die Zeit steigendem Wert handelt. Die Entwicklung des deutschen Kunsthandels im letzten Jahrzehnt vor dem Krieg wurde durch das sich steigende Kunstinteresse einheimischen Kapitalisten so gefördert, daß der Kunstmarkt im jetzigen Krieg in Deutschland weit weniger betroffen erscheint als in Frankreich oder England. Hierzu kommt noch die Wertsteigerung der alideutschen Kunst während der letzten Jahre. Alideutsche Gemälde, die vor 15 bis 20 Jahren billig erworben werden konnten, stehen heute mit dem hundertfachen Preis im Handel. Und da das Bestreben, die Kunstwerke im Lande zu behalten, durch private Geldmittel gefördert wurde, wanderten schon auf den großen deutschen Auktionen der letzten Jahre vor dem Krieg die Hauptstücke nicht mehr ins Ausland. Mit besonderer Genugtuung aber muß festgestellt werden, daß kein einziges Kunstwerk von Wert während des Kriegs aus Deutschland in fremdländischen Besitz kam. Die selbst zur Kriegszeit zunehmende hervorragende Entwicklung des Kunstmarktes im Verein der Zentralmächte beweist, daß der Schwerpunkt des ganzen internationalen Kunsthandels sich höchstwahrscheinlich zu unseren Gunsten verschieben dürfte. Hierdurch wird auch die Wertung ausländischer Werke bei uns eine Änderung erfahren, so weit es sich um die vor dem Krieg häufigen künstlerischen Hochpreisbereiche handelt. Wie kapitalstärkig das deutsche Publikum selbst während dieses Krieges in Kunstdingen ist, geht aus den Preisen hervor, die auf der jüngsten Auktion in Frankfurt erzielt wurden. Hierbei wurde sogar der Spieß umgedreht, indem auch zahlreiche ausländische Kunstwerke in deutschen Besitz übergingen. So wurde für eine kleine Radierung des Franzosen Merxson die verhältnismäßig hohe

Summe von 2150 M. bezahlt. Eine Radierung von Münch erzielte 2700 M., eine Radierung von Anders Born 1850 M. Ein Radierungsfuß von Klinger wurde um 3000 M. erworben. Der deutsche Kunstmarkt konzentriert sich demnach im Krieg und wird so eher gestärkt, statt — wie unsere Feinde so gerne glauben möchten — geschwächt zu werden.

Ein unveröffentlichtes Tagebuchblatt von L. N. Tolstoi. Gelegentlich des fünfjährigen Todesjages von Tolstoi veröffentlicht sein Freund W. G. Tschertkow, der Ordner seines literarischen Nachlasses, in den „Russkaja Wjedomosti“ das folgende Tolstoj'sche Tagebuchblatt: „Die Behauptung, daß der Mensch seine moralischen Verpflichtungen ausschalten kann zur Erreichung gemeinnütziger Ziele, gleicht einem Gedanken, wonach man den Heizer, den Wasserträger, den Schmied in der Werkstätte fragen könnte: Hast du nur den Ofen zu heizen, Wasser zu bringen, Nägel zu schmieden, oder dich auch um den Gang der ganzen Fabrik zu kümmern? — Man hört und liest so häufig Streitigkeiten und Urteile über die Frage, was das Ziel des menschlichen Lebens sein sollte: die innere sittliche Vervollkommenheit oder der Dienst zum Heile der Menschheit, um das Gottesreich aufzubauen. Dieser Streit kann nie entschieden werden, weil beide Parteien recht haben. Das eine wie das andere Ziel sind dem Menschen und der Menschheit gesteckt. Und ein Ziel schließt nicht etwa das andere aus, sondern im Gegenteil, beide treffen zusammen und bedingen einander. Welches Ziel hat der Steinklopfer vor sich, der beim Bau eines Hauses mitarbeitet? Die beste Ausnützung seines Arbeitslages oder die Errichtung des Gebäudes? Nur wenn der Steinklopfer die größte Vollkommenheit in der Erledigung seiner Tagesarbeit erreicht, hat er auch die Errichtung des Gebäudes als Ziel im Auge; und nur dann kann er den Bau fördern, wenn er sich bemüht, die Tagesarbeit für denselben so gut als möglich auszugestalten. Nur wenn der Mensch sich das höhere Ziel setzt, das Reich Gottes auf Erden zu schaffen, erreicht er die ihm zugängliche höchste Vollkommenheit; und nur in dem Streben nach Erlangen dieser höchsten Vollkommenheit des Lebens trägt er bei, das Reich Gottes aufzubauen. Ebenso bleibt derjenige im Irrtum und seiner Bestimmung fern, der sich bemüht, das Leben der Leute zu bessern, das Reich Gottes herbeizuführen, ohne es in sich selbst zu schaffen, wie derjenige, der nur das Ziel der persönlichen Vervollkommenheit sich gesteckt hat, ohne außerhalb seiner Person das Reich Gottes errichten zu wollen. Der Mensch untersteht solchen Bedingungen, daß sein einzig wahres, zweckmäßiges und mögliches Heil in dem Streben nach einer persönlichen Vervollkommenheit liegt; die persönliche Vervollkommenheit ist so gestaltet, daß sie sich nur erreichen läßt, wenn der Mensch zu der Erkenntnis gelangt, ein Werkzeug Gottes in der Errichtung des Gottesreiches zu sein. Und nicht sichtbar wird das Reich Gottes kommen und sagen: hier ist es oder dort ist es. Denn siehe: das Reich Gottes ist in uns!“

Das Theater im Dienste der Mode. Das Streben nach Einführung einer deutschen Mode hat von jeher in Wien eine besondere Pflegestätte gefunden. Schon seit langem haben sich erste Künstler in den Dienst der Sache gestellt und vereint mit tonangebenden Modefirmen, eine ausgesprochen deutsche Mode zu schaffen versucht. Was bei diesem gemeinsamen Vorgehen besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist die Einmütigkeit bezüglich der Verwendung inländischer Fabrikate; verspricht man sich doch davon eine ganz besondere Stärkung der inländischen Industrie. Nun hat man kürzlich auch das Theater (wie es inwieweit auch in Frankfurt geschehen ist) zu diesem Zweck gewonnen, und vor allem waren es die Wiener Werkstätten, die dabei unentwegt vorgegangen und alle maßgebenden Kreise dafür zu interessieren verstanden. Das Ergebnis dieser Schau deutscher Moden auf der Bühne in einem abendfüllenden Stück war denn auch ein hocherfreuliches. Zwei bekannte Künstlerinnen Wiens, Frä. Julia und Dora Prach, führten im „Finanzgönne“ inmitten einer wundervollen Dekoration die neuesten Schöpfungen der Mode dem entzückten Publikum vor, das in seltener Übereinstimmung das harmonische Ganze des gezeigten Bildes mit lautem Beifall aufnahm. Es verdient vor allem hervorgehoben zu werden, daß reine, ungebrochene Farben zu einer wundervollen Gesamtwirkung gebracht wurden, die den schönsten Ausblick auf eine geistliche Weiterentwicklung, farbenfreudigen deutschen Mode gewährleisten. Die Befürchtung einer möglichen Eintönigkeit und puritanischen Einfachheit derselben also völlig zunichte machen.



# Neues vom Büchermarkt.

## Kriegsgebichte, Novellen usw.

„Das deutsche Herz.“ Ernstes und Heiteres aus 1914/1915. Von Octavia Jaedicke, Telegraphen-Beamtin, und Ernst Müller, Kriegsfreiwilliger. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, SW. 11.) Eine junge Dichterin, deren Lieder bei unseren Feldgrauen großen Anklang gefunden haben, hat in einem kleinen Büchlein ihre zum Teil aus froher Laune entstandenen Gedichte gesammelt. Größte Anerkennung verdient es, daß die Verfasserin als Erlös aus dem Vertrieb ihrer Gedichte der Kriegshilfe der Beamtinnen der Reichspost- und Telegraphen-Verwaltung zum Besten der erblindeten Krieger bereits über 5000 Mark überwiesen hat. Auch eine nachahmenswerte Verwendung eines „Kriegsgewinns“, die sich als von einer einfachen Telegraphen-Beamtin gesendet, auch neben der „Kruppstiftung“ sehen lassen darf!

„Mit Gott zum Sieg.“ Kriegserlebnisse von Karl Heinz Hill. (Kenien-Verlag in Leipzig.) Das Liederbüchlein enthält ein Viertelhundert Lieder, Soldatenlieder und anderes, die der in Wiesbaden nicht unbekannte Verfasser wohl alle im Schützengraben gedichtet hat. Glatte Verse, nicht selten ein gut volkstümlicher Ton, wie z. B. in dem Lied „Ein Ringlein hab' ich geschmiedet“, sind Vorzüge der Hillschen Gedichte. Das Heftchen wird manchem wahrscheinlich durch die eingefügten Vertonungen einzelner Gedichte von Leo Schund wertvoller.

„Schicksal Krieg.“ Novellen aus dem Weltkriege 1914/15. (Herausgegeben von R. Riech. Verlag: Georg Müller, München.) Zwei Aufgaben hat sich der Herausgeber in dem Buch als Gesamtheit gestellt, wie er es uns in der Einleitung mitteilt: „... die äußeren Machtwirkungen und Mittel des Weltkrieges zu veranschaulichen und späteren Geschlechtern darzutun, wie es in dem Menschen von 1914/15 aussah.“ Die erste Aufgabe hat er vollständig gelöst. Sämtliche 22 Novellen geben uns packende Bilder vom Kriege, der Art der Kriegsführung und seiner Wirkung auf die Kriegsteilnehmer. Die zweite Aufgabe ist meines Erachtens unlösbar; heutzutage wenigstens. Wie es in dem Menschen von 1914/15 aussieht, können wir, die wir selber diese Menschen sind, nicht bestimmen. Das könnte uns jetzt nur ein völlig unparteilicher sagen, der abseits von allem Weltgeschehen steht. Wir selbst aber werden unseren jetzigen Zustand erst nach vielen Jahren verstehen, wenn die ganze Gegenwart mit allen ihren Ereignissen und Aufregungen der Vergangenheit angehört, wir leidenschaftslos auf sie zurückblicken, und die uns jetzt befehlenden Gefühle klar übersehen können. Die Leser aber, die sich nicht um die Wirkung des Buches auf spätere Geschlechter kümmern, werden darin viele sehr interessante Kriegsnovellen finden, von denen ich „Und Blut wird nicht zu Wasser“ von Hannu Lambrecht und „Ein französisches Herz“ von Kurt Münzer, als die psychologisch interessantesten und am tiefsten durchdachten Erzählungen, hervorheben möchte.

„Die Kinder und der Krieg.“ Beitrag zur grundlegenden Gestaltung der Ausdruckskultur von Richard Nothe. (Schulwissenschaftlicher Verlag A. Daase, Prag, Wien, Leipzig.) Wer je Gelegenheit hat, mit Kindern über den Krieg zu sprechen, wird mit Stolz und Behagen feststellen können, welch eine Unsumme von Begeisterungsfähigkeit, Vaterlandsliebe und felsenfestem Vertrauen auf unsere, für Kinderbegriffe allmächtigen, heldgrauen Geiden in unserer Jugend steckt. In einem reizend ausgestatteten Bändchen erzählt uns Richard Nothe von seinen Schülern und Schülerinnen, welch eine Revolution im Seelenleben des Kindes der Krieg heraufbeschworen hat, wie Zeichen, Gesang, Geschichte, ja der gesamte Unterricht sich Umwälzungen gefallen lassen mußte. Wer will denn noch vom frommen, grünen Wald singen, wer kann die tapferen Spartaner wohl noch so recht würdigen, wer mag noch sanfte Blümlein und feierliche Ornamente zeichnen? Schmetternde Soldatenlieder verlangt Jung-Deutschland und die Schlacht an der Aisne ist augenblicklich tausendmal interessanter als alle Römer und Griechen zusammen. Und wie sich unsere Jugend den „interessanten“ Zeichenunterricht vorstellt, sehen wir in Nothes Bändchen „Die Kinder und der Krieg“ am besten, es bringt uns die Nachbildungen kindlicher Zeichnungen und Tuschzeichnungen, die alle in direkter Beziehung zum Krieg stehen. Wir sehen unsere Geiden auf dem Marsch und in der Schlacht, wir sehen den verwundeten Vater in sein Bett zurückkommen; rauchende geschossene Häuser, Artillerie und Kavallerie wird in kleinen lieben Bildchen wiedergegeben, die in ihrer mangelnden Perspektive an japanische Kunst erinnern und uns auch die Anfänge christlich-germanischer Bildhauerei vor Augen rufen. Und ein jedes Bildchen erfreut, man ist Nothe für diesen kulturhistorischen Aufsatz dankbar. Von dem Ertragnis dieses Buches werden 1000 Kr.

den Kriegswaisen Österreichs und Deutschlands zu gleichen Teilen zugewendet.

„Die Nationen und ihre Philosophie.“ Ein Kapitel vom Weltkrieg. Von Wilhelm Wundt. (Körners Taschenausgabe.) (Verlag von Alfred Kröner, Leipzig.) Offener und rückhaltloser als sonst äußert sich der Charakter der einzelnen Nationen in diesem Weltkrieg zur staunenden Überraschung solcher, die bis dahin an das Dogma vom gleichmäßig fühlenden europäischen Weltbürger geglaubt. Wie dieser Charakter sich im philosophischen Denken, in den Weltanschauungen seit Jahrhunderten ausdrückte und jetzt sich darstellt, das zeigt uns der große Meister philosophischer Forschung in sechs Einzelkapiteln voll kritischer Schärfe und doch zugleich ruhig betrachtender Objektivität. Wer Fragen, die jetzt so leidenschaftlich erörtert werden, tiefer verstehen will, greife nach diesem Büchlein von so mächtig konzentriertem Inhalt, dessen klare Anschaulichkeit auch dem Laien entgegenkommt.

„Europa in Waffen.“ Der Weltkrieg bis zu den jüngsten Ereignissen von E. F. Mallowky. (Stuttgart, Vaterländische Verlagsanstalt.) Ein wirklich erstaunlich preiswürdiges Buch bietet Mallowky der reiferen deutschen Jugend und dem deutschen Volk. Er schildert in leicht verständlicher Darstellung die Ereignisse auf allen Kriegsschauplätzen, von dem stürmenden Siegeszug der Deutschen durch Belgien an, bringt Schilderungen der Seeschlachten und Luftkämpfe und baut nur auf Tatsachen, amtlichen Mitteilungen und authentischen Feldpostbriefen seine Erzählungen auf. Reiches geographisches Kartenmaterial ist dem Text beigelegt und zwölf ganzseitige Kunstblätter nach Originalen von Prof. Willi Stöwer, Paul Teichinsky, Max Rabe, Anton Hoffmann machen den 448 Seiten starken Band doppelt interessant.

„Gelben.“ Eine Ehrenliste deutscher Tapferkeit. Zusammenge stellt nach Material der obersten Seeresleitung und des Reichs-Marineamts. 1. Band. (Voll und Bickardt.) Verlagsbuchhandlung, Berlin, NW. 6.) Von deutschen Gelbenaten kündigt dieses Buch, von todesmutiger Aufopferung, fühnem Wagemut, der auch in unserer Zeit des gewaltigen Massenkampfes noch oft genug sich kundgeben kann. In der schlichten, von jeder Prahlerei entfernten Sachlichkeit, wie sie unsere offiziellen Verichte darstellen, treten sie hier vor uns hin, Beispiele, denen leicht Hunderte hinzugefügt werden könnten.

## Novellen und Romane.

„Der schmale Weg.“ (Aus unverbrannten Briefen.) Von Hedwig von Behr. (1915. Weimar. Wolf von Kormacht, Verlag. 83 Seiten.) Vor Jahresfrist ist Verfasserin der kleinen Schrift, die heute vor uns liegt, zum ersten Mal mit einer literarischen Gedichtsammlung vor die Öffentlichkeit getreten. Was sich damals vermuten ließ, ist zur Tatsache geworden; in Hedwig von Behr ist ein Talent in den literarischen Kreis getreten, das alle Achtung verdient. Nicht Kraft und Stärke sehen sich hier durch, die Verfasserin versteht es vielmehr, viel leicht ihr selbst unbewußt, einzig dadurch zu wirken, daß sie ihr Können reiflos in den Dienst der Frauenpsychie stellt, daß sie einen vornehmen Stil, der alle Gestaltungsmöglichkeiten der Sprache beherrscht, zu schreiben weiß, und ihre Natur-schilderungen in wunderbarer Feinheit einer zarten Malerei gleichen, wie sie anzudeuten versteht, ohne zu verleben, daß so manche Überlieferung in Aristokratentreiben vor dem Kriege müde und fränselnd war, dies alles bleibt die reiche Ernte eines Frauenlebens, das sich durch Bitternis und Kämpfe durchgerungen hat zu einer königlichen Freiheit des Geistes und der Seele.

„Die leere Kirche.“ Roman von Alfred Bod. (Verlag von Egon Fleischel, Berlin.) Die Bezeichnung „Roman“ paßt schlecht für dieses Buch, dessen ganzer Inhalt eine, wenn auch sehr lebensvolle, Beschreibung des Treibens der amerikanischen „christlichen Sekten“ in Deutschland ist. Wie gewöhnlich verlegt Alfred Bod den Schauplatz der Handlung in einen kleinen Flecken im heftigen Oberland, und zeigt, wie ein in Amerika „bekehrter“ verlorener Sohn, der von der Sekte als Seelenforger in die Heimat geschickt wurde, hier durch zündende Predigten an der Hand der Bibel bei den Bedrückten und Beladenen einen großen Anhang erwirbt.

## Politik.

„Die Genesis der Emser Debesche“ von Richard Fester. (Verlag Gebrüder Paetel, Berlin, W. 35.) Der bekannte Verlag hat die Arbeit Festers, die zuerst in der im gleichen Verlage erscheinenden Monatschrift „Deutsche Rundschau“ erschienen ist, nun auch in Buchform herausgegeben. Daß der verstorbene Herausgeber dieser Zeitschrift, Julius Rodenberg, die Arbeit aufnahm, ist wohl die beste Empfehlung. Schon der Titel des Buches — Genesis — zeigt, daß der Verfasser sich zur Schule Rantes bekennt.